

Psychisch nackt sich selbst begegnen

Von Homer bis Karl May: Jan Urbich beleuchtet
das paradoxe Phänomen der Heimkehr

Wenn man viele Wochen angekettet im Corona-Lockdown auf und ab tigend zugebracht hat, steht einem wahrlich nicht der Sinn nach Heim und Heimat. Vielmehr meldet sich Fernweh mit peiniger Dringlichkeit, die ziehende Sehnsucht nach türkisfarbenen Pazifik statt deutschem Mittelgebirge. So besteht eine gewisse Gefahr, dass das bedrückende, ebenso intelligent wie sensibel argumentierende Buch von Jan Urbich über „Das Subjekt der Heimkehr“ derzeit in Konkurrenz mit Netflix, bunten Reisefernsehern und Süddeutschen den Kürzeren zieht und in die Ecke wandert.

VON ECKART GOEBEL

Das wäre schade, da sein Buch auch dabei helfen kann zu verstehen, warum einem eigentlich die chronische Heimat, wenn man denn eine hat, unvermeidlich auf die Nerven geht, obwohl es dahem angeblich doch am schönsten ist. Gerade jetzt, wo man massiv unter dem Reiseverbot leidet, lohnt die Lektüre dieses Essays über die Heimkehr. Denn Urbich will auch auf eine denkbar genaue Herausarbeitung des „Überhaussens im Eigenen“ hinaus und hebt die Debatte über „Heimat“ insgesamt auf ein neues intellektuelles Niveau, auf dem man dieses Thema diskutieren kann, ohne irgendwelchen Blut- und Boden-Mief einatmen zu müssen.

Zu den Paradoxien des Feststehens in der Heimat oder im sogenannten Eigenheim gehört, dass einem dieser kleine Weltauschnitt, gesättigt mit den Spuren des eigenen Lebens, einerseits bis zur Übelkeit bekannt ist und zugleich immer fremder wird. Das Unheimliche des Heims wird immer stärker spürbar, je länger man zu Hause sitzt. Das zeigt sich auch daran, dass man mehr und mehr Gegenstände zerbricht, mit dem überbekannten Inventar immer weniger umzugehen weiß und daher Unnützen Partex verbraucht.

Die Unheimlichkeit des Heims erklärt, warum man weg will. Dies aber nur scheinbar, um das Erstreckende der Heimat zu überwinden, eigentlich aber, weil man sich selbst nicht kennt. Urbich bietet eine bis in die innerste Struktur unserer Existenz hineinblickende Erläuterung, warum wir in die Welt hinausmüssen, um Heimat zu gewinnen zu können. Was Heimat ist, kann nur erfahren, wer sie wirklich verlassen hat und wieder nach Hause, und damit zu sich selbst, zurückkehrt: „Wieder bei sich sein, das heißt ganz den eigenen Anfang in Besitz zu nehmen, der sich nur dem Heimkehrenden in wahrhafter Weise zur Verfügung gibt.“

Schritt zum Modell gelingender Heimkehr steht die sich im Verlauf der Moderne immer weiter verschärfende Gefahr eines Misslingens der Heimkehr oder genauer: Heimat wird einerseits dem Rückkehrer erstmals geschenkt, und ein Lebenslauf rundet sich in Dankbarkeit in den Armen der Penelope. Aber der Heimkehrende muss anderserseits lernen und im Verlauf der Geschichte immer schmerzhafter, dass das Glück der Heimkehr stets mit Kratzern versehen ist, getrieben wird von der Einsicht, dass der tiefste Wunsch der Heimkehrenden unerfüllbar bleibt: „Die Heimkehr als Wiederholung des Zuhause-seins beherbergt den Wunsch, im Glück der Wiedervereinigung ‚Ungehörigemachen‘ zu realisieren (d. h. so etwas wie die vollkommen verlustfreie Verdrängung zu erlangen) oder in der Wiederholung des Ur-Traumatischen, das mit dem Zuhause stets verbunden ist.“

Wer aktuell die paradoxe Erfahrung eines Fremdwerdens der Heimat durch deren traumatisierende Überdosis durchmacht, erlebt im Quamodus wie zutiefst aus Glück und Schmerz gemischten, innerlich quetschenden Gefühle, von denen immer schon alle heimgesucht wurden, die je heimkehrten. Der Bogen, den Urbich in seiner zweihundert Seiten umfassenden Studie ausspannt, erstreckt sich vom Muster aller erfolgreichen Heimkehrer, dem listigen Odysseus Homers, bis zum nicht weniger listigen Franz Kafka, der durch die raffinierte Konstruktion eines „Heimkehrers-als-ob-man-nicht-heimkehrte“ dem unlösbaren Problem der Heimkehr auf Zeheinspitzen zu entschlüpfen versucht, so dass man aller Tragik zum Trotz doch lachen muss wie bei Buster Keaton.

Zwischen diesen Polen jedoch widmet sich Urbich der Darstellung gelungener oder misslungener Heimkehr nicht in der Prosa, sondern in genau analysierten Gedichten von Friedrich Hölderlin bis Paul Celan, weil sich in der Intensität der Lyrik die subjektive Erfahrung von Heimkehr

wie in einem Brenglas gleißend bündelt. Neben bekannten Heimkehr-Gedichten finden sich aufschlussreiche Funde wie ein seltsam gegliedertes Gedicht ausgerechnet Karl Mays, der ungeniert eingesteht, dass sich mit der Heimkehr eines Weltreisenden der regressive Wunsch verbindet, endlich wieder ein kleines Kind sein zu dürfen. Ergreifend dann die Lektüre eines berühmten Heine-Gedichts, das eine Szenen wunderschöner Heimatabbilder entwirft, die sich dem Auge des Läsers an eine Lande, dem deutschen aller Bäume, gelehrten Heimkehrers darbieten, und das abrupt mit dem Wunsch endet, man möge ihn erschießen. In diesem Schock wird perlend misslungene, unmöglich gewordene Heimkehr erfahrbar, ein Ausgestoßensein, das nie getilgt wird.

Ebenso überaus sind die Deutungen von zwei Eichendorff-Gedichten, die herausarbeiten, dass Eichendorff um den irreparablen Schaden weiß, den seine Heimat für immer erlitten hat, und der daher „ein göttliches Zuhause als Substitut“ konstruieren muss, um überhaupt noch glaubhaft der Heimdichter einer Heimat sein zu können, die faktisch für immer verloren ist.

Bedeutende Heimatliteratur besitzt vielfach den religiösen Fluchtpunkt einer Heimkehr noch des verlorenen Sohnes in die Arme Gottes. Doch verwischt sich dieser Fluchtpunkt und löst sich auf, je näher das 20. Jahrhundert mit seinen Katastrophen rückt, die auch die Idee von Heimat nahezu vollständig vernichten. Urbichs Lektüre eines Celan-Gedichtes mit dem Titel „Heimkehr“ macht deutlich, dass es Heimkehr nach der Shoah „nur noch im Gedicht“ gibt: „Wo in der geschichtlichen Wirklichkeit alle Wege zurück verstellt sind, bewahrt einzig das Eingedenken der Dichtung die Markierung eines Ortes einst gelangenden Besidehens.“

Ergänzend treten zu den intensiven Gedichtinterpretationen philosophische und vor allem psychologische Erwägungen hinzu, die den schwindelerregenden Emotionen, die dem Heimkehrenden die seltene dämpfende Empfindungen in der Magengrube bescheren. Kritisch anzumerken ist hier, dass am schönen argumentativen Gang von Urbichs Essay der wuchernde Tang allzu vieler Fußnoten hängt, die teilweise mehr als die Hälfte der Druckseite einnehmen. Womöglich wäre es besser gewesen, den wie auch immer eindrucksvoll gelehnten Beifang als Endnoten zu setzen oder ein wenig zu jäten.

Wie Urbich erklärt, ist es keineswegs schieres Glück, was der Heimkehrende erlebt, sondern auch Scham und Gewissensbiss, wie sie bereits der zitierte antike Brief dokumentiert. Wer heimkehrt, wird mit seiner Vergangenheit konfrontiert. Mit Blick auf ein Nietzsche-Zitat schreibt Urbich: „[D]ie Vergangenheit, die längste tiefste härteste Vergangenheit, haucht uns an und quillt in uns herauf, wenn wir ‚erst werden‘: In dieser Hinsicht ist nichts erster als die äußerlich zumeist fröhliche Heimkehr.“ Heimkehr heißt, sich der Verpflichtung anderen gegenüber erneut bewusst zu werden. Das geschieht mit extremer Intensität, weil in unserer Kindheit die Grundstrukturen unseres Bewusstseins entstanden, die jetzt im Augenblick der Heimkehr mit aller Macht reaktiviert sind: Wer heimkehrt, steht, so arbeitet Urbich mit Hilfe Judith Butlers heraus, unter einem archaischen Rechtfertigungsdruck für das, was er in seinem Leben getan und unterlassen hat.

Und zudem ist da die tiefe Scham des Heimkehrers, die im Augenblick der Heimkehr wieder voll und nachgerade psychisch nackt sich selbst begegnet und nicht mehr, wie in der zerstreuten Fremde, von sich absehen und sich verlieren kann. Es gibt daher, so zeigt Urbich mit Levinas, so etwas wie die „Scham der Heimkehr“, die noch alle eingeschürrt hat, die ihr altes Kind immer oder was davon übrig ist, wieder betreten.

Wer heimkehrt, geht durch ein Gefüge er gemischer Gefühle, die eine ganze Identität bis in deren fragilen Kern durchdringen und erzittern lassen. Jan Urbich gibt uns also allen und guten Grund, jene, die den Mut aufbringen, nach langer Zeit wieder nach Hause zurückkehren, in einem sehr ersten Sinne herzlich zu empfangen. Denn Heimkehr ist Rückkehr „zu einem verlorenen Anfang, zu dem man trotzdem zurückkehrt.“

Jan Urbich, „Heimwärts kam ich spät geboren.“ Das Subjekt der Heimkehr in Dichtung und Philosophie der Moderne. Eine kurze Problemgeschichte. Wallstein, 200 S., 20 €.

ourdes? Da war doch was? Und ob da was war. Da ist sogar noch immer was. Protestanten haben es nicht so auf dem Schirm. Aber dieser Wallfahrtsort in den Pyrenäen zieht noch immer jährlich circa fünf Millionen Menschen an, die in dem Dreizehntausendseelenort sogar ihr Haupt beten. Nur Paris zählt in Frankreich mehr Übernachtungen!

VON TILMAN KRAUSE

Berühmt wurde Lourdes für seine Wunderheilungen, welche nach Meinung der Katholiken die Muttergottes persönlich vollzieht. Sie engagiert sich vor allem gegen Multiple Sklerose, Tuberkulose, Knochenkrebs, aber auch Covid-19-Patienten, aufpasst – gegen Infektionskrankheiten aller Art. Gehelbt wird üblicherweise durch Eintauschen in das Wasser eines Quells, mit dem Maria sich hier seit 1858 an die Öffentlichkeit wendet.

Dieser reichlich sprudelnde Quell ist natürlich inzwischen x-mal untersucht worden. Mineralstoffe enthält er nicht, besitzt jedoch Trinkwasserqualität. Er allein kann es also nicht sein, der die inzwischen 70.000 medizinisch bestätigten Heilungen bewirkt. Doch die Beteiligung der Jungfrau Maria an diesen erfreulichen Vorkommnissen war nicht immer vonnöten. Madame schaltete sich nur seltig Mal ein. Dann aber auch wirklich mit spektakulären Spontanheilungen, durch die beispielsweise Knochen innerhalb von nur wenigen Sekunden um mehrere Zentimeter wuchsen.

In den Jahren 1903 und 1904 machte sich auch auf Joris-Karl Huysmans aus Paris nach der Stadt Mariens und schrieb darüber die wohl berühmteste Lourdes-Reportage der Weltliteratur, die jetzt erstmals auf Deutsch erschienen ist. Huysmans, der zu den originellsten Exzentrikern gehört, die das an Exzentrikern reiche Frankreich im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, muss in Deutschland nach wie vor als Geheimtipp gelten. Lieberhabt schätzen seinen Dandy-Roman „Gegen den Strich“ von 1884 als wichtiges Zeugnis der Décadence. Oscar Wilde sprach sogar vom bedeutendsten Buch des 19. Jahrhunderts.

In Frankreich erlebt der Sohn eines Holländers und einer Französin, der 1848 in Paris geboren wurde, wo er bis zu seiner Pensionierung einer untergeordneten Tätigkeit im Innenministerium nachging, aber im Laufe der Jahrzehnte immer mehr erfolgreiche Romane schrieb, bis er 1907 starb, – in seiner Heimat also erlebt Huysmans gegenwärtig eine rauschende Renaissance. Ausgelost hat die Michel Houellebecq. Der machte Huysmans in seinem 2015 erschienenen Weltbestseller „Unterwerfung“, dieser Dystopie (oder Utopie?) eines islamisch gewordenen Frankreichs, zu einer Art Spiegelbild des Ich-Erzählers François.

Islam, Houellebecq, Huysmans: Was um der Jungfrau Maria Willen hat das alles mit Lourdes zu tun? Nun, eine erhebliche Menge! Houellebecq lässt seinen Helden (oder Antihelden?) François zu dem Erkenntnis gelangen, „dass der Gipfel des menschlichen Glücks in der absoluten Unterwerfung besteht“, und schickt sich am Ende des Romans an, zum Islam zu konvertieren. Vorbild ist natürlich kein anderer als Huysmans, dem der Literaturwissenschaftler sein akademisches Leben gewidmet hat, den er sogar als „mein Gedichte, mein Freund“ bezeichnet.

Doch der Schoß der katholischen Kirche, in den Huysmans um 1890 zurückkehrte, ist François' Sache nicht. Zwar versucht er es auch in einer Wallfahrt zur Muttergottes (der von Rocamadour in der Dordogne) und weist sich sogar in Jenes Kloster Ligüé ein, in dem einst Huysmans die niederen Weihen empfing. Doch es wird nichts. Man kann im Kloster nicht rauchen! Und die Aussicht auf Viehle sowie die Verdreifachung der Bezüge an seiner mittlerweile als „islamische Universität Sorbonne“ firmierenden Alma Mater in Paris lassen François schließlich den Islam wählen, für den er sein „sacredum intellectuel“, das Opfer selbstständigen Denkens, bringt.

Für Huysmans war der Islam natürlich noch keine Option. Und auch die von ihm ge-

Dank
Michel Houellebecq
erlebt der
Exzentriker
Joris-Karl Huysmans
eine Renaissance.
Über eine
wundervolle
Wiederentdeckung

Endlich
gläubig,
endlich
glücklich



Nie um eine Kathedrale verlegen: Huysmans in seinen letzten Lebensjahren

duktischer wurde. An einer Stelle in „Lourdes“ bricht es aus ihm heraus: „Der Teufel ist in allem, was man denkt, was man sagt, er ist sogar in der Luft, die man atmet.“

Von Lourdes erhobte sich Huysmans also nicht so sehr ein religiöses Erweckungsereignis, denn er war schon erweckt. Er verstieg sich auch nicht zu dem sehr nachvollziehbaren Wunsch, hier vom Kehlkopf Krebs geheilt zu werden, an dem er 1903 bereits litt, denn er wusste: „Die Wahrheit ist, dass die Jungfrau heilt, wen, wo und wie sie will“, warum sollte also ausgerechnet ihm Gnade zu teilwerden? Sie blieb dann ja dann auch aus. Nein, Huysmans trieb das brennende Bedürfnis an, in der heiligmächtigen Sphäre von Lourdes endlich seine intellektuelle Distanz zum Glauben zu überwinden.

Und seine ästhetische! Denn das war dieses Kind eines materiellen Zeitalters, dieser ihm ein materieller Wassern der Moderne gewaschene, wache der Geist ja vor allem: ein Ästhet. Und so wettete er denn immer wieder nach Herzenslust gegen die Zumutungen, die ihm an der geweihten Stätte ins Auge stachen. „In Lourdes herrscht ein derartiges Übermaß an Banalität, ein solcher Blutsturz des schlechten Geschmacks, dass sich zwangsläufig der Gedanke an einen Einfluss aus den Tiefen der Hölle aufdrängt.“ Also doch eher der Ort Luzifers als der von Maria?

„Was soll man zur Rosenkranz-Basilika sagen, diesem wassersüchtigen Zirkuszelt, dessen Schmerbauch sich unter den Füßen der Basilika bläht? Wie soll man dieses Machwerk beschreiben, dessen Innenraum vage an ein Kreuz-Ass mit jeweils fünf Altären in den Bögen seiner Blätter erinnert? Man würde gerne wissen, was für ein Stil das ist, denn es gibt hier etwas von allem, von byzantinisch über romanisch bis zur Annäherung einer Pferdenbahn und eines Kasinos, aber genau betrachtet hauptsächlich viel von einer Abstellhalle für Lokomotiven, fehlen nur die Schienen und die Drehscheibe in der Mitte des Hochaltars, damit die Lokomotiven beim Abfahrtsignal aus den Seitenschienen auf die Esplanade herauffahren können.“

Ach, es sieht nicht gut aus für Demut und Durchdringensein vom Glauben, wenn einer so herrlich schimpft und die Schalen seines Spottes über heilige Einfalt ausgießt. Hier kommt Huysmans, wie an vielen anderen Stellen auch, seine großartige, in der Schule des Naturalismus gelernte exakte und detailversessene Beschreibungskunst zugute, die alles, was er schrieb, so unglaublich plastisch vor dem geistigen Auge des Lesers erstehen lässt. Mag er von den schrecklichen körperlichen Entstellungen berichten, die er bei den Hilfesuchenden in Lourdes erblickt und die oft von Krankheiten herrühren, die es Gott sei Dank inzwischen nicht mehr gibt, mag er die Gespräche mit Ärzten, Priestern, Nonnen wiedergeben, ihr Lebensumfeld schildern, seine eigenen Melancholien, seine Hochgefühle: Immer ist hier ein Stilist am Werk, der „à point“ schreibt (und nicht so „saignant“ wie sein berühmterer Kollege Zola, von dem er sich nach anfänglichem Adeptentum brüsk abwandte).

Aber das ist es ja gerade: Sein Künstlertum, sein Künstlertag stehen Huysmans auf die Dauer doch im Weg. Zwar bemüht er sich tapfer, die „zwei Seiten von Lourdes“ darzustellen, neben Ramsch, Bubenzauber, Frömmerei, Geschäftstüchtigkeit auch die erfreulichen Aspekte aufzuzeigen: aufopfernde Pflege, Nächstenliebe, Aufmerksamkeit, die allenthalben den Mühseligen und Beladenen zuteilwird. Ja, mag Huysmans sich sogar dazu aufschwingen, hier „die Erneuerung des Evangeliums“ zu konstatieren: Es ist und bleibt alles doch mit den Mitteln virtuoser Könerschaft dargereicht. So sieht kein „sacredum intellectus“ aus. So erlangt man nicht den Status, aus dem heraus in Richard Wagners „Lohengrin“ die Männer von Brabant voll Inbrunst singen: „Weil unsere Weisheit Einfalt ist.“

Einfalt war Huysmans Sache nicht, ebenso wenig wie sie die von Houellebecq ist. Und vielleicht soll sie das auch gar nicht sein. Denn wir brauchen diese beiden großartigen Schriftsteller nicht als Priester. Sondern als Sänger ihrer (oder unserer?) Sehnsucht.

Joris-Karl Huysmans: Lourdes. Mystik und Massen. Aus dem Frz. von Hartmut Sommer, Lillienfeld, 316 S., 21,90 €.